



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schulfragen

Zur **Schulreform**. In den aus der Schulreform von 1901 hervorgegangenen Lehrplänen und Lehraufgaben ist wiederholt der Gedanke ausgesprochen, daß die verschiedenen Schulformen, also Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule, durch die ihnen gewährte Gleichberechtigung die Möglichkeit erhalten sollen, ihre besondere Eigenart kräftiger zu pflegen. Und wenn man heute einmal ein wenig an dem Griechischen oder Lateinischen in den Gymnasien rüttelt, dann wird einem auch sofort entgegengehalten, dadurch werde die Eigenart des Gymnasiums verletzt. Was schadet es denn, wenn diese verletzt wird? Das könnte doch nur dann bedenklich erscheinen, wenn wir sicher wüßten, daß diese Eigenart etwas durchaus Unübertreffliches und deshalb Unantastbares wäre. Ich bin im Gegenteil der Meinung, daß diese Eigenart verletzt werden muß, wenn es allgemeine pädagogische Erwägungen erfordern, die höher einzuschätzen sind als fachmännische Liebhabereien. Mit dieser Betonung der Eigenart der verschiedenen Schulformen wird eine gesunde und naturgemäße Weiterentwicklung unseres höheren Knabenschulwesens nur gehemmt. Darauf einmal nachdrücklichst hingewiesen zu haben, ist nicht das geringste Verdienst des Werkes des Hofener Akademieprofessors Dr. Rudolf Lehmann über „**Erziehung und Unterricht**“, das eine wesentlich veränderte und erweiterte Neuauflage des vor etwa einem Jahrzehnt erschienenen Buches „**Erziehung und Erzieher**“ darstellt. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1912. 9 Mark.)

„Was könnte es für einen Wert haben, die gerade jetzt vorhandenen Schulformen in ihrer Eigenart zu konservieren?“ fragt Lehmann mit Recht. „Nicht auf die Schule kommt es an, sondern auf die Schüler, nicht auf die Eigenart bestimmter Schulformen, sondern auf die Vorbildung, die sie mit ins Leben geben. Tatsächlich wird und muß denn auch die Entwicklung aufs Gegenteil hinauslaufen: die vorhandenen Schularten werden sich vermutlich auch weiterhin einander nähern, wie sie das bereits in den letzten fünf- und zwanzig Jahren getan haben, ohne daß darum der Unterschied der verschiedenen Bildungsgrenzen völlig verwischt zu werden brauchte.“ Daß eine solche Annäherung erfolgen wird, ist auch meine Meinung, und in dieser Richtung bewegt sich auch der von mir gemachte Vorschlag eines Einheitsgymnasiums mit wahlfreiem Griechisch, der diese Annäherung für das Gymnasium und das Realgymnasium herbeiführen will. Mit der fakultativen Gestaltung des griechischen Unterrichts ist Lehmann auch durchaus einverstanden. Er sagt: „Das von den Vertretern des Klassizismus so erbittert bekämpfte ‚englische Gymnasium‘, d. h. eine Anstalt, wo die Schüler zwischen Englisch und Griechisch die Wahl haben, erscheint mir als ein sehr mögliches, ja in mancher Hinsicht wünschenswertes Gebilde, und ich sehe nicht ein, warum es den Tod des Klassischen Unterrichts bedeuten soll.“ Das vermag ich auch nicht einzusehen, ich bin vielmehr der Ansicht, daß durch eine solche Gestaltung der griechische Unterricht an bildender und begeisternder Kraft gewinnen wird, weil an ihm dann nur solche Schüler

teilnehmen werden, die ihm wirkliches inneres Interesse entgegenbringen, während jetzt viele Schüler ihm nur mit Widerstreben folgen und dadurch für ihn zu einer die bildende Wirkung hemmenden Last werden.

Auch ist die Forderung Lehmanns nur zu berechtigt, daß dem deutschen Unterricht in unseren höheren Schulen ein breiterer Raum gewährt werden muß. Aber dies muß nicht bloß aus den von ihm angeführten Gründe geschehen, damit im deutschen Unterricht die Lektüre der Übersetzungen fremder Schriftsteller, die in der Schule im Original nicht gelesen werden können, erfolgen kann, sondern vor allem deshalb, damit unsere eigenen großen Prosaiter der verschiedensten Gebiete in diesem Unterricht berücksichtigt und größere Abschnitte aus ihren Werken gelesen werden können, statt daß jetzt nur gelegentlich ein kurzes Bruchstück aus ihnen in dem Lesebuch den Schülern bekannt wird. Griechische, römische, französische und englische Historiker z. B. sind in der Schullektüre mit ganzen Werken oder wenigstens umfangreichen Auszügen aus diesen vertreten, so Xenophon, Thucydides, Livius, Tacitus, Mignet, Thiers, Macaulay usw., aber Ranke, Sybel, Treitschke finden nur gelegentlich einmal im Lesebuche die dürftigste Erwähnung. Und ähnlich verhält es sich mit den klassischen Prosaitern anderer Gebiete.

Vor allem muß auch Zeit und Raum geschaffen werden für unsere großen Philosophen, und es ist erfreulich, daß Lehmann auch in seinem neuen Werke wieder mit größter Entschiedenheit für die Notwendigkeit eines philosophischen Unterrichts eintritt, dem auch ich seit Jahren aus tiefster Überzeugung das Wort rede. Keine Zeit bedurfte mehr eines solchen Unterrichts, als gerade die unserige, in der in bezug auf die letzten und tiefsten Fragen des Lebens eine Verwirrung der Begriffe herrscht, der mit aller Gewalt gesteuert werden muß, wenn unser geistiges und sittliches Leben nicht schweren Schaden leiden soll. Und da muß der Hebel im Jugendunterricht angelegt und durch eine angemessene philosophische Unterweisung der reiferen Jugend dieser eine Waffe in die Hand gegeben werden, mit der sie sich gegen die auf sie einströmenden seichten Sophistereien unserer

Grenzboten III 1912

Zeit verteidigen kann. Das überaus lesenswerte Kapitel über „die Philosophie als Gipfel-punkt des höheren Unterrichts“ in Lehmanns Werk beginnt mit der beherzigenswerten Klage und Anklage: „Wenn wir vom Unterricht in der Philosophie sprechen, so berühren wir damit nicht nur eine Lücke, sondern geradezu einen wunden Punkt unseres höheren Unterrichtswezens. Eine Wissenschaft, deren tiefgreifender Einfluß auf das Geistesleben der Völker wie der einzelnen niemals bestritten worden ist, ein Bildungstoff, dessen Platz im Schulunterricht der gebildetesten unserer Nationen von so lange her feststeht, daß man in Osterreich wie in Frankreich eine Diskussion darüber, ob ihm dieser Platz mit Recht zukomme, einfach als absurd ablehnen würde, ein Lehrfach, das auch bei uns lange Zeit ein fester Bestandteil des Gymnasialunterrichts war — ist seit nun fast zwei Jahrzehnten aus den Lehrplänen unserer höheren Schulen gestrichen und geschwunden.“ Das ist ein immer unhaltbarer werdender Zustand. Es gibt, wie Lehmann bemerkt, vielleicht keinen Punkt in unserem höheren Unterrichtswezen, der so deutlich wie dieser zeige, daß wir in Gefahr stehen, hinter anderen, zum Teil hinter jüngeren Nationen zurückzulassen; denn kein Lehrgegenstand vermag in gleichem Maße „den Blick weiter, das Urteil gerechter, das Wollen maßvoller zu gestalten,“ d. h. intellektuell und vor allem ethisch zu wirken, als ein verständig geleitetes Studium der Philosophie.

Ich erwähne nur nebenbei, daß Lehmann auch für eine stärkere Berücksichtigung der geistigen Eigenart der Schüler der Oberstufe eintritt als sie im allgemeinen geübt wird und sich auch in diesem Punkte als ein Vertreter eines gesunden und besonnenen Fortschritts zeigt. Das tut er aber vor allem in seinen Forderungen über Zucht und Unterrichtsweise, deren eingehende Prüfung und Beherzigung allen Lehrern nicht genug empfohlen werden kann. Mit scharfem Blick hat Lehmann die auf diesem Gebiet noch vorhandenen Schäden erkannt. Er weist überzeugend nach, daß durch die gesamte heute allgemein übliche Lehrmethode die Tätigkeit des Lehrers viel zu sehr auf ein immer wiederholtes Nichten und Urteilen und viel

zu wenig auf ein ruhiges Einwirken, ein stilles Wachsen- und Gewährenlassen gestellt wird. „Der Schüler wird nach seinen einzelnen Leistungen wie nach dem gesamten Stande seines Wissens kontrolliert und immer wieder kontrolliert, und die beständig erneute Pflicht zu prüfen und zu zensieren, nimmt einen großen Teil der Zeit und der Tätigkeit des Lehrers in Anspruch, ja sie zwingt ihn geradezu schematische äußerliche Wertmesser, wie z. B. das Extemporale, in die Hand, weil er keine Zeit findet, durch ruhige und allmählich gesammelte Beobachtung sich ein tieferes Urteil zu bilden.“ Und in bezug auf die Disziplin in der Schule hebt Lehmann sehr wahr hervor, daß der Gehorsam, als einzige Pflicht des Schülers aufgefaßt, ihn zwingt, andere Verpflichtungen zu verletzen, die seinem Gefühl natürlicher und dringender erscheinen müssen, und daß Moral und Disziplin nicht immer zusammenfallen. Der Lehrer sollte deshalb nicht in jedem Verstoß gegen die Disziplin sofort Unredlichkeit und Betrug erblicken. „Er wird vieles, wenn auch entschieden, so doch ruhig und vielleicht in humoristischer Form ablehnen, was jetzt mit einem Aufwande von sittlicher Entrüstung gestraft wird, der zu dem Vergehen in keinem Verhältnis steht.“ Alles in allem: „Mehr Interesse und Leben in den Stunden und dafür weniger disziplinarischer Zwang, mehr unmittelbare Beteiligung jedes einzelnen Schülers und dafür weniger Aufsicht und Kontrolle.“

Das sind alles goldene Worte, wie denn überhaupt das ganze Werk, vor allem für die Lehrer an höheren Schulen, aber, besonders in dem ersten Teil, auch für die Lehrer an allen anderen Schulen die wertvollsten Winke und Anregungen enthält und ohne Voreingenommenheit den verschiedenen pädagogischen Problemen ins Auge schaut, so daß man wünschen und hoffen muß, daß es zu breiter und tiefer Wirkung gelange.

Prof. Dr. Budde-Hannover

Drama und Theater

Liebesstempel 1630 und Schaubühne 1670.

Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte des siebzehnten Jahrhunderts. Von **Werner Richter** (Palaestra LXXVIII). Berlin, Mayer u. Müller, 1910. IX und 420 Seiten.

Die Geschichte des deutschen Theaters im siebzehnten Jahrhundert scheint mit der Karte von Afrika wetteifern zu wollen, denn immer mehr schwinden die leeren Stellen und machen positiven Angaben Platz. Unsere Kenntnis der Tatsachen, der Persönlichkeiten, der feineren Zusammenhänge wächst und die vorliegende Arbeit eines ungemein belesenen Anfängers fördert sie wieder um ein bedeutendes Stück. Es gelang ihm nicht nur die romanischen Quellen des „Liebesstempels“ aufzudecken, wodurch wir den Unterschied zwischen dieser und der vorausgegangenen Sammlung von 1620 verstehen lernen, er fand überdies in Breslau sieben Szenare von Dramen, die uns den merkwürdigen Johann Christ. Hellmann näher rücken. Richter besitzt aber auch die Gabe, das einzelne zu allgemeineren Schlüssen zu benutzen, und so begnügt er sich nicht mit den Nachweisen der Quellen, sondern verwendet sie zu einer Aufklärung über das Verhältnis von Banden-, Jesuiten-, Kunst- und Oper. Die an sich wertvollen Stifte werden zum Mosaikbild zusammengesetzt und, wenn es auch Fragment bleiben muß, weil so viel Material noch unzugänglich in den Bibliotheken und Archiven ruht, so fällt es doch viel reicher aus als das bisher bekannte. Lieblingsmotive, gern gebrauchte Theatereffekte treten hervor, die Mischungen des dramatischen Charakters werden klarer, selbst die einzelnen Dramatiker oder besser Theatraliker von damals gewinnen ein schärferes Gesicht. Freilich war es nicht möglich, alles in einer anmutigen Form darzustellen, die Inhaltsangaben nehmen einen breiten Raum ein, handelt es sich doch meist um schwer aufzutreibende Drucke oder gar um Handschriften; aber Richter war auch in dieser Hinsicht bemüht, gewissermaßen Rettungsinseln zu schaffen, von denen aus man das Vorüberwogen etwas ruhiger überschauen kann. Jedenfalls führte er sich mit dieser Arbeit glücklich ein und bedeutet einen Gewinn für die Wissenschaft. Näher auf die Art und die Resultate der Untersuchung einzugehen ist hier freilich nicht der Ort.

Prof. Richard Maria Werner-Wien

Bernard Shaw: Dramatische Werke. Auswahl in drei Bänden. S. Fischer Verlag, Berlin 1911.

Kein lebender ausländischer Autor dürfte sich heute einer größeren Verbreitung in Deutschland erfreuen als Shaw. Die Gründe dafür sind leicht zu finden. Erstens traf seine Satire bei uns ein durch Nietzsche Ideen vorbereitetes Publikum und gab dem Kaufsfeuer der Nietzschebegeisterung, das gerade zu erlöschen drohte, neue Nahrung, und zweitens wurde bekannt, daß Shaw Sozialist war und da gegenwärtig, aus hier nicht näher zu erörternden Ursachen, in unseren oberen Gesellschaftsschichten Sozialismus nach dem Theater unbedingt das beliebteste Gesprächsthema ist, spielt man gerne auf ihn an. Die Folge ist, daß Shaw deutschen Lesern, die nicht zwischen journalistischer Technik und ideellem Gehalt zu unterscheiden vermögen, vor allem als Witzbold oder geistreicher Parodist (besonders durch seine breit angelegte Don Juan-Comödie „Mensch und Übermensch“) gilt, den leicht Verletzten aber, die jeden raschen Witz als „Anpöbelung“ tragisch nehmen, als einer von jenen „Auch-Sozialisten“, obwohl doch seine sozialistische Bedeutung, wenn man von dem sehr lesenswerten und nachdenklichen Essay „Sozialismus für Millionäre“ abliest, sicher mehr in seiner Tätigkeit als Volksredner, denn als Schriftsteller liegt. Das Beste an Shaw, sein Künstertum, wird dagegen fast ganz übersehen oder doch zu wenig gewürdigt, vielleicht gerade weil er als echter Künstler sich wenig daraus zu machen scheint. Shaw ist in allererster Linie Dramatiker, von jener scharfen dialektischen Art, als deren Hauptvertreter uns Deutschen mit Recht Hebbel gilt. Seine dialektische Klarheit ermöglicht es ihm, wie Hebbel, den Standpunkt beider Parteien zu erfassen und als gleichberechtigt darzustellen (nirgends unbergleichlicher als in „Frau Warrens Gewerbe“), sie verleiht ihm auch den unerhörten Glanz seines Dialogs, der wieder in der neuesten Einzelpublikation „Fannys erstes Stück“ so sieghaft hervorbricht. Was ihn aber von dem unversöhnlichen Hebbel unterscheidet, ist sein erdentsprungener Humor, der ihn von Abstraktionen fernhält und das allzumenschlich Bedingte menschlicher Handlungen und Anschauungen nicht nur erkennen, sondern auch mit einem versöhnlichen Lächeln anerkennen läßt. Wer nun aber seine feinen Gegenüberstellungen des wahren und des

Pseudohelden (in „Helden“ oder in „Cäsar und Cleopatra“, der glänzensten Historie seit Hauptmanns „Florian Geyer“) als bloße Parodien oder gar grämelnd als Herabwürdigung des Ideals auffaßt, hat Shaw nie verstanden und übersehen, daß z. B. unser Theodor Mommsen, der für den keltischen „Mitter“ Bercingetorix so tief charakterisierende Worte fand, an Shaws Cäsar sicher große und wahre Freude gehabt hätte. Nirgends ist ferner die Tragödie des jungen Poeten so tief erfaßt als in „Candida“, einem der feinsten und zartesten Stücke, die in den letzten zwanzig Jahren entstanden sind. Abriß warnt der Autor davor, es von der deutschen Bühne herab kennen zu lernen. Die vorliegende dreibändige Ausgabe der dramatischen Werke ist also aufs freudigste zu begrüßen, sie vereinigt die drei englischen Originalgruppen der Pleasant Plays, der Unpleasant Plays und der Plays for Puritans und wird den früher erschienenen Einzelausgaben gegenüber besonders wichtig durch die glänzend geschriebenen Vorreden, die auch den Menschen Shaw von seiner liebenswürdigsten Seite zeigen. Am bedeutsamsten für das Publikum dürften die Abhandlungen über Shakespeare, über die gegenwärtigen Theaterverhältnisse und über die romantische Unmoral sein, für unser Jungdeutschland sind die Ausführungen über die Bohème und für den Literaturhistoriker die autobiographischen Bemerkungen besonders wertvoll.

S.

Philosophie

Arthur Bonus: „Vom neuen Mythos.“
Eine Prognose. (Zur religiösen Krisis, Bd. IV.)
Jena 1912, Eugen Diederichs.

Man könnte Arthur Bonus einen christlichen Nietzsche nennen. Das klingt paradox, aber Bonus selbst würde kaum daran Anstoß nehmen, denn er liebt das Paradoxe und er liebt Nietzsche. Ohne Frage ist er geistesverwandt mit ihm. Das Wort aus dem Zarathustra: „Ihr habt noch Chaos in euch, um einen tanzenden Stern gebären zu können“ gilt auch für ihn. An Nietzsche erinnert auch seine Lust am Paradoxen und daneben die flammende Glut des Gefühls. Man mag über seine Gedanken urteilen wie man will, eine hinreißende Persönlichkeit ist dieser Mann

jedenfalls. Die Ähnlichkeit mit Nietzsche geht aber noch weiter: wie jener haßt er das „Fein niedrig sein“, die Feigheit gewisser Christen. Königlich und frei soll der Christ sein Haupt tragen, weil er sich der schöpferischen Gottheit verwandt weiß, und was für den Christen überhaupt gilt, gilt für den deutschen Christen ganz besonders. Der Grieche fragte: „Wie verkläre ich die Welt?“ Der Deutsche fragt: „Wie herrsche ich über die Welt?“ In der ersten der vier Schriften, die den Gesamttitel „Zur religiösen Krisis“ tragen, gibt er diesem Gedanken in glänzender Weise Ausdruck. Sie ist betitelt „Zur Germanisierung des Christentums“ (Jena 1911, Eugen Diederichs). Fort mit wissenschaftlicher, philosophischer und ästhetischer Weltanschauung, fort überhaupt mit jeder „Anschauung“! Nicht anschauen, schaffen sollen wir, mit Leidenschaft, mit Verzweiflung, aber nicht feige dem Kampfgewühl des Lebens „vom Bagagewagen aus“ zusehen. Das Gute hat der Darwinismus, daß er uns das Lebensgesetz des Kampfes gelehrt hat. Immer höher hinauf soll sich der Mensch entwickeln; ungeahnte Kräfte schlummern in seiner Seele. Es sind die höchsten: die religiösen. Wissenschaft, Philosophie und Kunst sind gut an ihrem Platze: mit der Neuschöpfung des Menschen haben sie nichts zu tun. Diese kann nur aus einem leidenschaftlichen Wollen über sich hinaus stammen. Sündengefühl sollen wir nicht mehr hegen: das ist des königlichen Germanen nicht würdig. Die spekulativ-dogmatische Religion hellenistischen Gepräges, die wir jetzt Christentum nennen, ist im Gefühl des Grauens vor dem nahen Weltuntergange entstanden. Diese zeitlich bedingte Weltanschauung ist für uns Kinder der neuen Zeit nicht mehr bindend. Das sind etwa die Kerngedanken jener glühenden Kampfschrift. In seinem neuesten Werke „Vom neuen Mythos“ bewegt sich Bonus in ähnlichen Gedankengängen, nur daß er seine Willensreligion nicht mehr ethnologisch, sondern philosophisch (voluntaristisch) fundiert. „Mythos“ nennt er seine Idealreligion, um sie von Wissenschaft und Philosophie möglichst weit abzurücken. Am nächsten steht sie der Kunst, aber auch diese überflügelt sie mit Adlerschwingen, weil sie aus dem Ewigkeitswillen stammt. So gewiß der Wille die Ureigenschaft des Kosmos ist,

so gewiß steht Religion tausendfach höher als Wissenschaft und Philosophie. Vieles vom Christentum wird der neue „Mythos“ hinübernehmen können, vor allem die wundervolle Gestalt Christi selber, der das Ewigkeitsbewußtsein des Religiösen am reinsten in sich ausgeprägt hat, aber jede dogmatische Einengung muß fallen. Lieber auf erdgewachsenem, uraltem Volksaberglauben soll sich der neue „Mythos“ aufbauen als auf intellektualistischer Grundlage, die ihn verfälschen könnte. Beiden Büchern gemeinsam ist eben dieser brennende Haß gegen den kühlen Intellektualismus und Ästhetizismus. Lieber noch ist Bonus der starre Orthodoxe als der flache Freigeist. Jener ist doch wenigstens im religiösen Strome, wenn er auch darin ertrinkt, dieser ahnt überhaupt nichts von religiöser Leidenschaft. — Man mag Bonus einen paradoxen Kopf nennen, der bisweilen selbst die sophistische Spitzfindigkeit, ja den Wortwitz nicht verschmäht (vergleiche wiederum Nietzsche!): als ein überaus geistreicher Schriftsteller und ein religiöser Mensch von dämonischer Leidenschaft verdient er von vielen gelesen zu werden. Nicht umsonst hat er jahrelang in der isländischen Sagenwelt gelebt: eine urgermanische Frische und ein wilder Wikingerzorn leben in diesen Büchern. Dr. Hachtmann-Dessau

Geschichte

Die noch fehlende Geschichte der Stadt Berlin. Erst kürzlich hat Geh. Rat Dr. Flügge in einer Zuschrift an den Berliner Lokal-Anzeiger — allerdings, an diesen — nach Männern gerufen, die Zeit hätten, eine Beschreibung der Geschichte Berlins zu unternehmen. Nicht nach Art des von Fiddicin, Streckfuß, Schwebel und Clauswitz Gegebenen, sondern ein allgemein lesbares Werk auf der Grundlage strengster Wissenschaftlichkeit. Wiederholtlich betont Geh. Rat Flügge, daß sehr viel Zeit dafür die entscheidende Vorbedingung sei; es sieht fast aus, als solle der kundige Leser von selbst die algebräische Gleichung „Zeit ist Geld“ zur Vervollständigung des Satzes einfügen. Dann aber würde sich immer noch fragen, mit wessen Geld. Die Scylla lähmender Wohlhabenheit eines Autors liegt da der Charybdis einer „hochherzigen Spende“ aus Kreisen gegen-

über, die sich zuletzt immer als Auftrager teiler entpuppen und der Sache den Schwung nach unten verleihen würden. Vielleicht ist es einem Altberliner, der ein wenig von der speziellen Natur dieses sprecathenischen Problems bemerkt zu haben glaubt, hier gestattet, seine Auffassung kurz darzubieten. Schon vor hundert Jahren, oder seit noch geraumerer Zeit, hat es dem Berliner an gefundem Nativismus gefehlt; das heutige Konglomerat aber könnte sich diesen Vorzug nicht einmal konstruieren. Berlins Eigenschaft als Residenz und Zentrum gerade des preußischen Staatswesens spielte bei dieser Nichtentwicklung seine Rolle, wenn auch keineswegs die alleinige. Geseht, unter den Männern, die verlangt werden, befände sich der durch Kenntnis, Einsicht, Urteil und Geschmack Befähigte, so würde er bei gutem Glück zwar sein Anstandspublikum, aber keinen Resonanzboden finden. Sein Buch stände nachher friedlich einstaubend neben dem Nachplauderer Streckfuß und dem verdrehten Schwebel. Einer Vorarbeit bedürfte es, und die konnten wir um ein Paar auch bekommen, hätte Mark Twain damals sein freiwilliges Exil so lange in Berlin wie in Wien durchgehalten. Man fasse nicht als blutigen Scherz auf, was als notwendiger Schröpfkopf zu denken ist: dem Berliner müßte vor allem ein historisches Charakterbild entgegengeworfen werden, das ihn aufpeitschte. Statt Karikatur oder Satire aber besser die unerbittliche Herleitung der Ursachen, weshalb das Berlinertum so merkwürdig vieles nicht besitzt, nicht schuf, nicht findet, was Notenburg außer seinem Meistertrunk, Braunschweig außer seinen Würsten (usw. in infinitum) zu eigen hat. Der Berliner Wig ist ja doch in Bausch und Bogen nichts weiter als das Gespenst einer riesigen historischen Schuldsomme an ethnischen Werten, die hoffnungslos vorenthalten blieb; so lange das Verhältnis auch draußen empfunden wurde, sprach man vielsagend vom „Berliner Wind“.

Eine gewappnete Studie, die auf den traurigsterilen Untergrund hinabstieße, der u. a. auch keine Geschichte Berlins trug und tragen will, — solch eine Schrift hätte am ehesten Aus-sicht, die letzten Mohikaner von Altberlin auf den Plan zu rufen. Wer ihnen einen Widerlegungsversuch im Großen, anstrengend und bisweilen etwas verzweifelt, abnötigen kann, der mag wohl zum Geburtshelfer einer Geschichte von Berlin werden, die endlich Hörner, Zähne und auch einen Kopf dahinter wiese.

Carl Niebuhr = Berlin

Sprache

Ein Satz. „Wenn aber einerseits die Forderung, dem Interessprinzip auch in der Staatsbesteuerung wieder Geltung zu verschaffen, nur noch ganz vereinzelt vertreten wird, so herrscht andererseits nahezu ebenso große Übereinstimmung unter den nicht durch Sonderinteressen oder Einzelercheinungen voreingenommenen sachverständigen Beurteilern, daß das relativ beste Mittel — ein absolut vollkommenes gibt es nicht — zur Verwirklichung der Besteuerung nach der Leistungsfähigkeit darstellt eine der stärker als im Verhältnis des Einkommens steigenden Steuerkraft einerseits, andererseits, soweit möglich, der nach den individuellen Verhältnissen ungleichen Steuerkraft gleich hoher Einkommen Rechnung tragende Einkommensteuer in Verbindung mit einer Vermögenssteuer zur Vorbelastung des Vermögenseinkommens gegenüber dem Arbeitseinkommen und zur Erfassung ertraglosen, aber bei anderer Benutzung oder anderer Anlage ertragfähigen Vermögens.“

Dieser Satz von 22 Zeilen mit 110 Worten findet sich in der Schrift: „Die Neuordnung der direkten Staatssteuern in Preußen“ S. 28 von Dr. G. Struß, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, Senatspräsidenten des Kgl. Pr. Oberverwaltungsgerichts.

